

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
Verlag von Hof. Wils. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 27

Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Herbert Rivulet).

(Nachdruck verboten.)

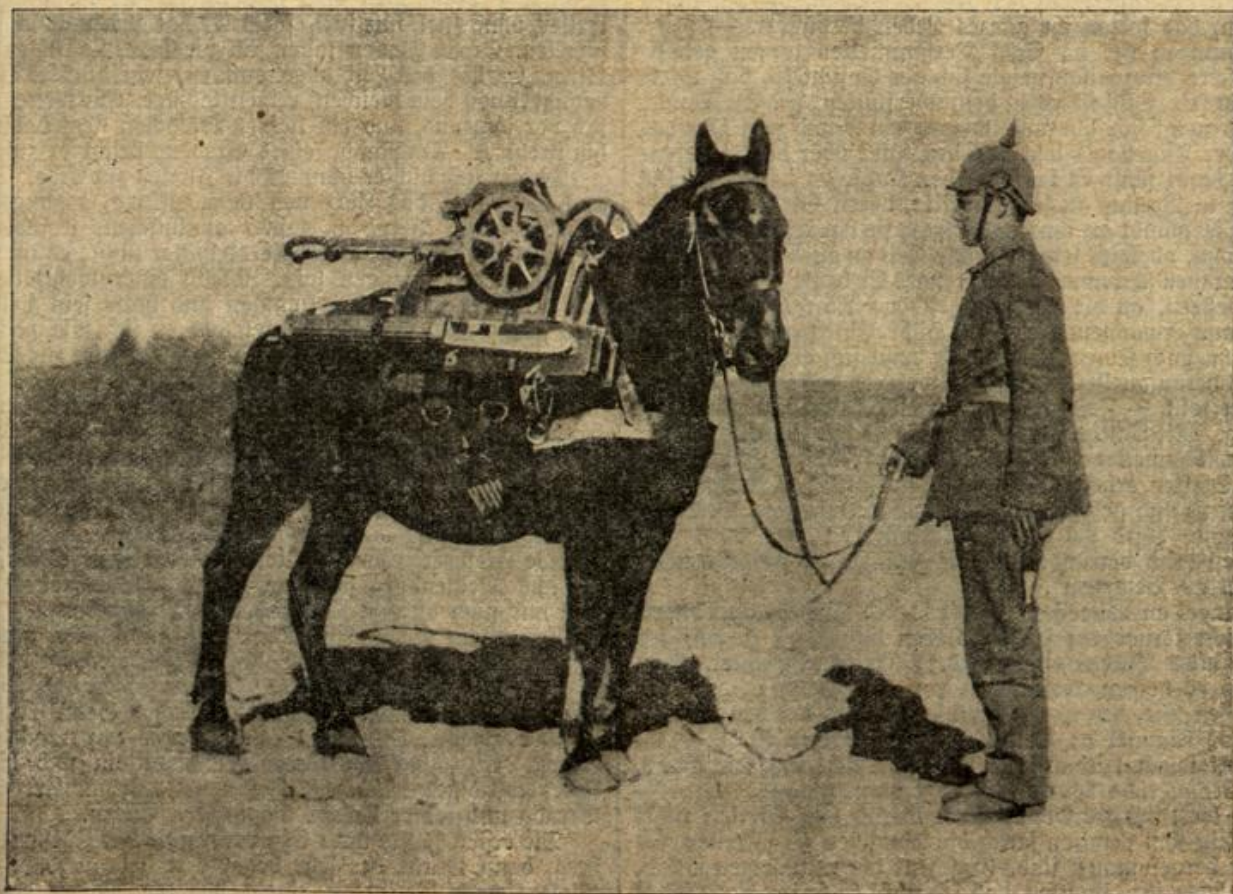
Die Geschworenen hatten den Gerichtssaal verlassen. In atemloser Spannung harreten die Anwesenden ihres Urteils.

Der Angeklagte, Bernd von Stetten, saß wie gebrochen da. Er hatte den dunklen Kopf erhoben und unverwandt durch eines der Fenster. Draußen wirbelten Schneeflocken vorüber; die Menschen freuten sich dessen, denn: „Dieses Jahr gibt's echtes Weihnachtswetter.“ Die schönste Fest des ganzen Jahres stand vor der Tür, und stetten ihm erwartungsvoll entgegen, nur der junge Mann

Augen sahen düster aus, und um den Mund, den ein schwarzer Schnurrbart bedeckte, lag ein gramvoller Schmerzenszug.

Der Sachverhalt war folgender:

Bernd Freiherr von Stetten war des Mordes an dem Waldhüter Franz Tschibulski angeklagt. Stetten war Volontär auf dem Gute des Grafen Sollenthin bei Posen. Man rühmte ihn allgemein als gewissenhaft und arbeitsam, aber er war wegen seines Jähzornes, der ihm schon in mehreren Fällen Unannehmlichkeiten zugezogen hatte, gefürchtet. Es war auch bekannt, daß es zwischen ihm und dem ihm unterstellten Waldhüter öfters zu heftigen Szenen gekommen war, denn Tschibulski war ein wüster Gesell, der seine Obliegenheiten nachlässig erfüllte. Er war ein Trinker, und man munkelte, daß er ein Wilddieb sei, der seine Jagdbeute heimlich verkaufte. Aber er trieb sein licht-



Pferd mit Maschinengewehr.

Man hat neuerdings den Transport der Maschinengewehre durch Pferde auch in der deutschen Armee eingeführt.

Anlagebank nicht. Was hatte er mit dem Jubel der Weihnacht zu tun, er, der Angeklagte? Er war eine schlanke, vornehm aussehende Erscheinung. Ein reiches Paar lodte sich um den Kopf; seine braunen

scheues Gewerbe so schlau, daß man ihm nichts beweisen konnte. Stetten hatte in Gegenwart anderer dem Polen gedroht, ihn anzuzeigen, sobald er ihn ertappe.

Der Waldhüter antwortete grob, und es kam zu einem hef-

tigen Streit, der nur durch das Dazwischentreten der dabei gegenwärtigen Personen beigelegt wurde.

Am Abend des 20. Oktober war Franz Tschibulski im Walde des Rittergutes Grabniza, das dem Grafen Sollenstern gehörte, und auf dem Bernd von Stetten Volontär war, unweit der Landstraße tot aufgefunden worden. Er war erstochen, und zwar mit dem Hirschfänger, den alle als den Stettens wieder-erkannten, war doch ein Monogramm mit der siebenzintigen Krone am Griff eingraviert. Um elf Uhr vormittags war der Pferdehändler Schmulz, vom Gut kommend, über die nach Posen führende Landstraße gefahren. Er und sein Sohn sahen zwei Männer etwa fünfzig Schritt von der Straße im niederen Strauchwerk dicht beieinander stehen; sie sprachen laut und erregt miteinander. Schmulz sagte zu seinem Sohn:

„Das ist ja der Baron und der Tschibulski; die haben es wieder miteinander. Na, der Kerl, der Waldbücker, treibt es auch zu frech mit der Wildddieberei; da hat er vorige Woche ein Reh nach Posen verkauft.“

„Ich hoffe, der Baron gibt ihm heute einen gehörigen Deut-zettel“, versetzte der halbwüchsige Bursche.

„Ist ein nobler Herr, ein feiner Herr — der Stetten“, lobte der Pferdehändler; „nur so mächtig jähzornig. Als ich neulich den Fuchs in Grabniza verkaufen wollte, da hat er gleich bemerkt, daß das Pferd einen Fehler hat. Na ja, er hat ja früher bei der Kavallerie gedient, ist Sachverständiger. Als ich den Fuchs in Grabniza anpries, hat der Stetten mit den dunklen Augen mich nur so angeblitzt, und auf der Stirn schwoll ihm die Hornesader, rein graulich sah er aus. Und angeschrien hat er mich, heruntergemacht, daß mir angst und bange wurde.“

Etwa dreihundert Schritt von der Leiche des Tschibulski fand man ein blutiges Taschentuch, das den Namen Stettens trug. Man verhaftete ihn. Er konnte sein Alibi nicht nachweisen. Erst am späten Nachmittage war er wieder in Grabniza eingetroffen, er sah ermüdet aus. Auf seinem Pelzrock befanden sich Blutspuren. Das alles erschien genug, um ihn zu verhaften. Zwei lange Monate im Gefängnis hatten die frischen Farben des jungen Gesichtes gebleicht, hatten frühzeitige Silberfäden durch das Haar des Mannes gezogen, hatten ihn um Jahre gealtert und jenen Schmerzenszug um den Mund gegraben, jenen traurigen Blick hervorgerufen, der denen eigen ist, die ein tiefes Leid erfahren, das fortan ihr ganzes Leben verbüßert.

Die Meinungen der im Saal Versammelten waren geteilt, aber der größere Prozentsatz neigte sich der Ansicht zu, daß Stetten unschuldig sei. Still ist es in dem überfüllten, großen Raum; leise flüsternd neigt sich hin und wieder ein Mund zum Ohr des Nachbarn. Der Angeklagte läßt jetzt den Blick über die Anwesenden gleiten, dann senkt er langsam den Kopf. Er denkt an seine Angehörigen in Berlin, an seine Mutter, deren Stolz und Liebling er ist. Sie glaubt an ihn, er weiß es, sie hat keinen Verdacht gegen den Sohn, obgleich seine von Kindheit an ausbrechende Heftigkeit ihr manchen Kummer bereitet hat. Er denkt auch an seine beiden Schwestern, an die energische, schöne Margarete, an den munteren, kaum erwachsenen Badschilb. Eine große Sehnsucht überkommt ihn nach seinen Lieben. Er beißt sich auf die Lippen, um dem heiß herausquellenden Raß zu wehren, das ihm die Wimpern feuchten will. — Fest bleiben, männlich stillhalten, was auch kommen mag. Mit Würde tragen, was die nächste Stunde bringt.

Ein leises Raunen geht durch den Saal; die Geschworenen treten ein. Stetten erhebt sich. In seiner stattlichen Länge steht er da, sehr ernst und gefast. Ihm ist zumute wie dem Soldaten in der Schlacht. Wird ihn die Kugel treffen?

Das Urteil wird verkündet; der Angeklagte ist freigesprochen „aus Mangel an Beweisen“.

„Aus Mangel an Beweisen“, denkt Bernd von Stetten bitter. Muß das nicht ferner auf seinem Leben wie Frost liegen, der alle Freude, alles Blühen eilig zerstört? Er ist gezeichnet. Von nun an wird es heißen, wenn man von ihm spricht:

„Ach, wissen Sie, das ist der gewisse Stetten, der des Mordes angeklagt, aus Mangel an Beweisen freigesprochen ist.“

Sein Verteidiger tritt auf ihn zu und reicht ihm die Hand, sagt einige bedauernde Worte und geht dann hinaus.

Langsam leert sich der Gerichtssaal. Bernd von Stetten rührt sich nicht; es ist ihm peinlich, durch die Menschen zu schreien, die aus Neugier hergekommen sind. Er scheut die mitleidigen Blicke, in denen zu lesen ist: „Gottlob, daß ich nicht in seiner Lage bin!“

Der Präsident des Gerichtshofes tritt auf Bernd zu. Er ist ein ehrwürdiger Greis, dessen freundliches Gesicht jedem Zutrauen einflößen muß. Jetzt richten die alten, milden Augen sich voll unendlicher Güte auf den jungen Mann, den er eine Weile sinnend betrachtet. Stetten merkt es nicht; den Kopf in den Händen vergraben, sitzt er regungslos da. Erst als der Greis ihm leicht die Rechte auf die Schulter legt, zuckt er zusammen und blickt empor.

„Mut, junger Freund“, sagt die leise Stimme des alten, „Sie sind frei und können gehen.“

„Frei!“ ruft Bernd und schnellst von seiner Bank auf, unfrei, solange ich lebe.“

Er lacht bitter.

„Aus Mangel an Beweisen dem Zuchthaus entkommen, das ist ein Brandmal, das an mir haften bleibt. Es ist aus der Gesellschaft anständiger Menschen; es wird mir wohin ich meine Schritte wende, es vernichtet jede frohung, jede Lebensfreude! Ich bin geächtet!“

Ein Ausdruck der Verzweiflung liegt auf seinen bleichen

Auf dem Antlitz des Präsidenten malt sich tiefes Mit-dauernd. „Ich glaube an Ihre Unschuld, Herr Baron. Sie eine Bitte an Sie: Kommen Sie zu mir für die nächsten Sie sind der Erholung dringend bedürftig; ruhen Sie aus, ehe Sie die Gegend verlassen.“

„Nein, nein“, entgegnet Bernd gedrüdt, „ich danke Herr Präsident, aber ich kann Ihr gütiges Anerbieten nicht nehmen, ich muß allein sein mit meiner Schande!“

Stetten fühlt noch den warmen Druck der besten regungslos liegt seine kalte Hand in der des Präsidenten, verläßt auch er den Gerichtssaal, wo ihm sein Urteil geworden ist.

Draußen hat der Schnee aufgehört zu fallen; makellos bedeckt die Straßen und Häuser der Stadt. Bernd sieht, Sonne fröhlich herniederlacht; es tut ihm weh. Besser ein Regentag, das paßt zu seiner düsteren Stimmung, die kein strahl erhellt. Er muß fortan im Dunklen weiterleben, er sich immer wieder.

Einige der vorher im Saal Anwesenden stehen noch Tür des Gebäudes. Es sind Bekannte von ihm. Sie auf ihn zutreten, ihm die Hand reichen, dem armen wehrt ihnen ungeduldig ab.

„Laßt mich!“

Dann geht er durch die Straßen wie ein Trunkener. Keinen anderen Wunsch als den, sich irgendwo zu vertriehen hinzulegen wie ein weidwundes Wild, das die tödliche trau, und das allein verenden möchte. Nun hat er das reicht, die Stadt liegt weit hinter ihm. Er wandert weiter, ohne Ziel, nur fort, fort! Es hat abermals angefangen. Große Floden fallen still zur Erde, sie fühlen sein Stien. Er hat den Hut abgenommen, sein dunkles Haar bepudert von dem weichen, reinen Schnee. Ein weites Gesicht vor ihm aus, und ein kleines Wäldchen liegt dahinter hin strebt er. Am Rande eines Grabens bricht er zusammen.

Dichter und dichter taumeln die Floden zur Erde. Sie auch den, der, das Herz voll Verzweiflung, regungslos

Wie lange Bernd in seiner apathischen, trostlosen Stimmung so gelegen, er wußte es später nicht; es mußten den darüber vergangen sein. Gleich einer wohlthätigen lung war es über ihn gekommen und hatte sein Leid Zeit eingelulkt. Es war dunkel, als er sich wie zerfch hob. Er schüttelte den Schnee ab und taumelte zur Stadt.

„Wohin?“ fragte er sich immer wieder.

Und da tauchte ein liebes, altes Gesicht unter dem häubchen vor ihm auf, zwei sanfte Augen blickten ihn endlicher Liebe an, und eine weiche Stimme sagte:

„Komm zu mir, mein armes Kind, komm zu deiner Mutter.“

„Ja“, dachte Bernd, „ich will heim — heim zu meiner Mutter.“

Die Freiherren von Stetten gehörten einer alten Familie die aus Mecklenburg stammte. Einst weitverbreitet, zählt jetzt nur noch wenige Mitglieder in Mecklenburg.

Der ältere Sohn, Wilhelm, besaß das schöne, große Buchensfelde, das nur drei Bahnstationen entfernt von Stetten lag. Er war jung verwitwet, und von seinen vier Kindern nur noch sein zwanzigjähriger, fränklicher Sohn Ernst.

Der zweite Sohn des alten Herrn auf Buchensfelde, Albert. Er schlug die Beamtenkarriere ein und heiratete ein lebenswürdiges Mädchen, Frida von Brömmel. Das Bernd und seiner beiden Schwestern Eltern.

Die ersten Jahre ihrer Ehe verbrachte das Ehepaar in Stetten, dann wurde der sehr begabte und brauchbare Albert Stetten nach Berlin zu einem höheren Posten berufen. Sie machten ein großes Haus, bewohnten im Tiergarten eine schöne Villa, hielten Pferde und Wagen und gehörten der Gesellschaft an. Sie besaßen drei Kinder. Bernd war der bildhübsche, frische Junge, des Vaters Ebenbild. Lebte sich schon frühzeitig bei ihm die Anlage zur Heftigkeit,

thorn ausartete. Alle Strafen und alle Erziehung ver-
 nicht, diese häßliche Eigenschaft bei dem sonst gut ge-
 gebenen Knaben auszumerzen. Nach vier Jahren wurde Mar-
 geboren, ein allerliebste kleines Mädchen, das den Eltern
 Freude machte. Erst sechs Jahre später erblickte die zweite
 der das Licht der Welt. Sie erhielt den Namen Hildegard,
 der frühverstorbenen Schwester der Brüder Wilhelm und
 von Stetten, und in ihrer lichtblonden Lieblichkeit ver-
 sie, einst der Tante zu gleichen.
 so beschäftigt Stetten in seinem Amt war, so fand er doch
 sich seiner Familie zu widmen. Ein Abend in der Woche
 re ihnen immer; dann war er am glücklichsten. Im be-
 haust, mit der langen Peise, die er gern daheim
 bildete er den Mittelpunkt des traulichen Kreises. Der
 im Wohnzimmer verbreitete Licht und Wärme. Seine
 die Frau saß mit einer Handarbeit neben ihm, die drei blühen-
 kinder umringten fröhlich plaudernd die Eltern, und ein
 gesegnet stand auf dem Abendtisch.
 kinder," sagte Stetten, "solche Stunden sind mir die liebsten."
 die Mutter nickte. Gern hätte sie es gesehen, wenn sie öfter
 man wären, aber das hohe Gehalt ihres Mannes war ja
 Repräsentieren im Leben nötig. Das Vermögen des Ehe-
 war in einer Bank deponiert; die Zinsen allein hätten
 zum Auskommen genügt.
 die Kinder heranwachsen, mehrten sich die Ausgaben.
 war Offizier im Infanterieregiment in Saarbrücken; er be-
 eine ansehnliche Zulage. Solid und strebsam angelegt,
 er wenig Schulden. Er wäre lieber Landwirt geworden,
 Reigung zog ihn zu diesem Beruf, aber sein Vater wünschte,
 dieselbe schmutze Uniform tragen zu sehen, die auch er als
 Mann einst gehabt.
 "Einige Jahre strammen Dienst," sagte Stetten zum
 "das Weitere findet sich. Nur hüte dich vor deiner Heftig-
 mein Junge."
 trotz dieser väterlichen Ermahnung war es doch einige Male
 Bernd zu unliebsamen Dingen gekommen; er hieß im Regi-
 nur das "Wildfeuer".
 Margarete wurde nach beendeter Schulzeit in die Schweiz
 zu, um das Französische zu erlernen; eine Engländerin,
 mehrere Jahre im Elternhause lebte, hatte das junge Mäd-
 bereits in ihrer Muttersprache unterwiesen. Auch ihre her-
 vorgehende Begabung für Mathematik sollte in Genf ausgebildet
 werden, denn Stettens waren der vernünftigen Ansicht, daß sie
 Kinder nach ihren Fähigkeiten ausbilden lassen mußten, um
 vielleicht im späteren Leben auf eigene Füße zu stellen.
 nur die kleine Hilde blieb daheim als Augapfel von Vater
 Mutter. Die vermehrten Ausgaben mußten durch ein An-
 lehen des Kapitals gedeckt werden, doch meinten die Gatten,
 es so richtig sei, und daß einst die augenblicklichen Kosten gute
 Früchte tragen sollten.
 Frau von Stetten waltete still und gewissenhaft im Hause.
 überwachte alles, war praktisch und sparsam, ohne dabei
 sich zu werden.
 Welche Freude war es, wenn Bernd und Margarete heim-
 kamen! Wie jubelte Klein-Hilde über den Bruder in der
 neuen Uniform, wie umarmte sie ihn immer wieder, wie
 sie sich an der großen Schwester Arm.
 "Du bist so groß und schön geworden," sagte das Kind, "ich
 bin ein Liliput."
 "Du bleibst unser Sonnenstrahl", versetzte Margarete zärtlich.
 nun ging es in die Sommerfrische nach Zingst an der Ostsee
 nach Dievenow. Auch der Vater hatte dann gewöhnlich
 Urlaub; und die Seeluft tat allen wohl, stärkte die Nerven und
 gab ihnen Erholung und neue Lebenslust.
 so vergingen mehrere Jahre ungetrübt. — Dann kam der
 Falschschlag, trübe Stunden, die wohl keinem erspart bleiben.
 nun fing an zu kränkeln, ein altes Magenleiden trat auf. Er
 nach Karlsbad zur Kur; danach schien es besser zu werden.
 Margarete hatte sich mit einem jungen Leutnant verlobt.
 von Streblin hatte sie in Zoppot kennen gelernt, wo er
 Verwandten seinen Urlaub verbrachte. Er war vermögens-
 los, aber der zärtliche Vater versprach Margarete und Hans
 Kommissvermögen zu geben. Um höhere Prozente zu er-
 halten, legte Stetten das Vermögen in einer anderen Bank an,
 auf soliden Füßen zu stehen schien.
 das Brautpaar schwamm in Seligkeit. Die sonst etwas kalte,
 haltende Margarete war wie verwandelt, wenn ihr statt-
 der Verlobter sie an sich zog und ihr leise Liebesworte sagte,
 sein Arm sie so fest umfassen hielt und er den blonden
 zu ihr neigte.
 "Wir hätten eine bessere Partie für Margarete erwarten
 können," sagte Stetten zu seiner Frau am Abend des Verlobungs-

tages, "aber ich bin der Ansicht, daß sich die Liebe nicht unter-
 drücken läßt, und ich will mein Kind glücklich sehen."
 Als Streblin bei dem Vater des jungen Mädchens um
 dessen Hand anhielt, hatte er gesagt, daß er einen alten Onkel
 im Rheinlande besäße, dessen Erbe er sei. Dieser Onkel kränkelte
 viel und war über sechzig Jahre alt. Unangenehm berührte es
 den feinsüßlichen Stetten, daß der Bewerber seiner Tochter diese
 Äußerung tat.
 "Rechnen Sie nicht auf den Tod," sagte Margaretes Vater
 schroff zu dem Verblüfften, "aus eigener Kraft soll sich der Mann
 den häuslichen Herd gründen; streben Sie voranzukommen in
 Ihrem Beruf."
 "Ich werde bald Oberleutnant", entgegnete Streblin.
 "Vorher gebe ich meine Einwilligung zur Heirat auch nicht",
 lautete Stettens energische Antwort.
 Nun wurden die Verlobungsanzeigen gedruckt und die üblichen
 Visiten gemacht und empfangen.
 Streblin stand bei einem Infanterieregiment in der Provinz.
 Seine schlichte Uniform stach gegen die Berns ab.
 Es betäubte Margarete, daß vom ersten Tage an keine Sym-
 pathie zwischen den beiden jungen Leuten herrschte.
 Einmal gerieten sie über militärische Fragen in Streit. Jäh
 flammte die Hornesader auf Berns Stirn empor, und er wollte
 loswettern.
 Eine Hand legte sich beschwichtigend auf dessen Arm.
 "Bernd!" sagte die Mutter so leise, daß nur er es hörte.
 Er bezwang sich und ging hinaus.
 Seitdem wollte es zu keiner rechten Harmonie mehr zwischen
 den beiden Leutnants kommen.
 Es dauerte über ein Jahr, ehe Hans von Streblin Oberleut-
 nant wurde. Ab und zu konnte er nach Berlin kommen. Der
 Dienst war stramm, und die Ungeduld des Bräutigams mußte
 sich der Pflicht fügen. Margarete liebte ihren Verlobten mit jener
 ersten, schwärmerischen Liebe eines Mädchenherzens, das alles
 glaubt, alles hofft und sich selbst vergißt. Auch Hans war rasend
 in seinen holden Schatz verliebt. Das sagte er sich oft, ohne zu
 bedenken, wie weit wahre Liebe von jener Verliebtheit entfernt
 ist, die er tatsächlich fühlte. Ach! und dieses langweilige Warten!
 Warum mußte auch der "Alte" so eigensinnig sein und seine
 Beförderung zur höheren Charge verlangen?
 Einmal äußerte er dies ungehalten gegen Margarete. Sie
 wies ihn zurecht, und sie schieden kühl voneinander — bis zum
 nächsten Tage. Da kam er wieder, und sie schlossen Frieden mit
 zärtlichen Küssen und Worten.
 Unterdessen hatte sich der Gesundheitszustand Baron Stettens
 sehr verschlechtert; er sah gelb und verfallen aus. Seine Frau
 sorgte sich um ihn, sie verdoppelte ihre Pflege. Oft ruhten ihre
 Augen kummervoll auf der frühzeitig gebeugten Gestalt des ge-
 liebten Mannes, der im Anfang der Fünfziger wie ein Greis
 aussah, mit dem gelichteten, weißen Haar und dem abgemager-
 ten Gesicht. Es fiel ihm schwer, sein Amt zu versehen, aber er
 konnte es nicht niederlegen, es hieß weiter auf dem Posten stehen.
 Da kam der Schlag, der das ganze Leben der Familie um-
 gestalten sollte. Die Bank, der Stetten den größten Teil seines
 Vermögens anvertraut hatte, fallierte; nur ein geringer Rest
 wurde den Gläubigern ausgezahlt. Stetten war wie vernichtet.
 Er sank totenbleich in das Zimmer zu seiner Frau und brach
 zusammen. Sie bettete ihn mit Berns Hilfe, der zum Glück
 auf Urlaub war, auf das Ruhebett. Erst stoßweise, abgebrochen
 kam das Traurige zutage. Sie waren entsetzt von dem, was
 sie hörten, aber sie zeigten es ihm nicht. Sie baten ihn, sich zu
 beruhigen und redeten ihm liebevoll zu.
 Stetten lächelte trübe, er überjah die Folgen.
 Bernd mußte aus dem Regiment treten. Es fiel ihm doch
 sehr schwer, die Uniform auszuziehen, die liebgewonnenen Kame-
 raden zu verlassen, aber er behielt das für sich. Er beschloß,
 Volontär der Forst- und Landwirtschaft zu werden.
 Als er es dem Vater sagte, nickte dieser traurig mit dem Kopfe.
 "Ja, ja, mein Junge, dir bleibt nichts anderes übrig", mur-
 melten die blassen Lippen des alten Mannes, der seit Tagen
 zu Hause blieb und seinen Dienst nicht mehr versehen konnte aus
 großer Schwäche.
 So ging denn Bernd als Volontär nach Grabnitz, dem
 Gute des Grafen Sollenstein. Er hoffte, sich mit Lust und Liebe
 an der Sache rasch einzuarbeiten; hatte er doch immer Reigung
 zur Landwirtschaft gehabt.
 Und Margarete? Eben hatte Hans von Streblin ihr ge-
 schrieben, daß er Oberleutnant geworden und ihrer Vermählung
 nichts mehr im Wege stünde.
 Nichts? — Wo sollte nun das Kommissvermögen herkommen?
 Unmittelbar nach seinem Brief erschien Streblin. Als er von
 dem Banksturz erfuhr, wurde er bleich und sah wie vernichtet da.

„Ich gebe dich frei“, sagte Margarete, scheinbar ruhig, obgleich ihr Herz heftig pochte. „Hier der Ring, den du mir in seliger Stunde gabst.“

Er nahm ihn nicht, er starrte sie fassungslos an. Noch nie war sie ihm so begehrenswert erschienen wie jetzt mit diesem bleichen, edlen Gesicht, in dem die dunklen Augen so traurig unter Tränen blinnten. Es wallte heiß in ihm auf. Er zog sie leidenschaftlich an sich und bedeckte ihr Haar, ihre Augen und Lippen mit Küssen.

„O, Hans, Hans, Lieber, laß mich“, flehte sie zitternd.

„Ich lasse dich nicht“, flüsterte seine Stimme, „ich nehme den Ring nicht zurück! Wir sind jung, wir können warten!“

„Könntest du dich nicht nach einer Privatstelle oder sonst nach einem Erwerb umsehen?“ sagte Margarete.

„Ja, das könnte ich“, entgegnete er zögernd, „aber ich denke, wir werden bald in der Lage sein, zu heiraten, mein alter Onkel ist neuerdings so krank, daß —“

Sie preßte die Hand auf seinen Mund. Dieses Spekulieren auf den Tod verlegte sie immer peinlich.

„O, still davon“, flehte sie, „ich mag es nicht hören.“

Pjotr Kusmin hatte sich vom Popen bereben lassen, ihr Kunst zu gewähren. Und ob sie nun wirklich eine Heze war, die anderen sagten, ob nicht —, sie hatte wahrhaftig die so weit gesund gemacht. Überhaupt, fast alle, die ihr gehorhten, waren am Leben geblieben; nur ein paar alten hatte sie nicht mehr helfen können —, aber die wären scheinlich auch ohne sie gestorben. — — —

Nun strahlte die Frühlingssonne warm vom tiefblauen Herab, und trieb die letzten Spuren von Frost aus der Die Verden stiegen, und emsig trieb Pjotr, die Pflugschar schwarze Arme drückend, Jomuschla an, und zog Furchen. Hinter ihm drein marschierten, ausgerichtet in Reihe Soldaten, die Strähen, und pflügten die Engerlinge an die Pflugschar aufwärts. — Gelobt seien die Heiligen, nun alles überstanden! Saatkorn hatten die Herren aus Moskau geschickt, schönes Saatkorn! Heute wurde Pjotr fertig mit Pflügen; morgen ging es ans Säen. Und der Himmel dieses Jahr ein Einsehen haben und eine gute Ernte nach den zwei Jahren Mißwachs! Sie alle würden reich



Im Quartier. Von Fr. van der Venne.

Sie eilte aus dem Zimmer. In diesem Augenblick konnte sie ihn nicht sehen; ihre vornehm denkende Natur sträubte sich gegen seine Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat.

Von Alfred Mayer-Eckhardt. (Nachdruck verboten.)

In böser Winter war das gewesen: ein wahres Wunder, daß sie alle vier ihn überstanden hatten: Pjotr, sein Weib Marfa, seine alte Mutter, die die ganze Zeit über hatte auf dem Ofen liegen müssen, und Jomuschla, das Pferdchen.

Nicht alle im Dorfe waren so gut davongekommen —, o nein. Der Hunger hatte zu schrecklich gewüthet. Als man schließlich das Brot aus Baumrinde buk, hatte die schlimme Krankheit Einzug gehalten und das halbe Dorf weggerafft.

Als die Not aufs höchste gestiegen war, kamen zum Glück die Herren aus Moskau und brachten Korn, daß man wieder richtiges Brot backen konnte. Auch eine Frau war mit ihnen gekommen, eine Ärztin. Die hatte zuerst niemand aufnehmen wollen, weil Katja, die alte Dorfherrin, gesagt hatte, die wolle die Kranken vergiften, damit weniger Eßer im Dorfe seien. Und keiner hatte ihre Arzneien nehmen wollen; wären sie nicht alle zu elend gewesen, sie hätten sie mit Gewalt vertrieben.

essen haben; die Steuerrückstände würden bezahlt werden, Jomuschla würde wieder rund und sein Fell glatt und glänzen werden, und die Mutter wieder ganz gesund —, sie humpelte schon wieder ganz vergnüglich an ihrem Stod!

Am Ende des Aders angekommen, hob Pjotr den Pflug der Erde, drehte ihn um und setzte sich auf den Sturz. Er ließ Jomuschla eine Weile ruhen lassen; das Pferd war nicht mehr kräftig wie früher. Auch verspürte er Hunger, und zog das Brot aus der Tasche, das Marfa ihm mitgegeben hatte. Bedenken — langsam, nach Bauernart, fing er an zu kauen. Da hörte er sich beim Namen rufen.

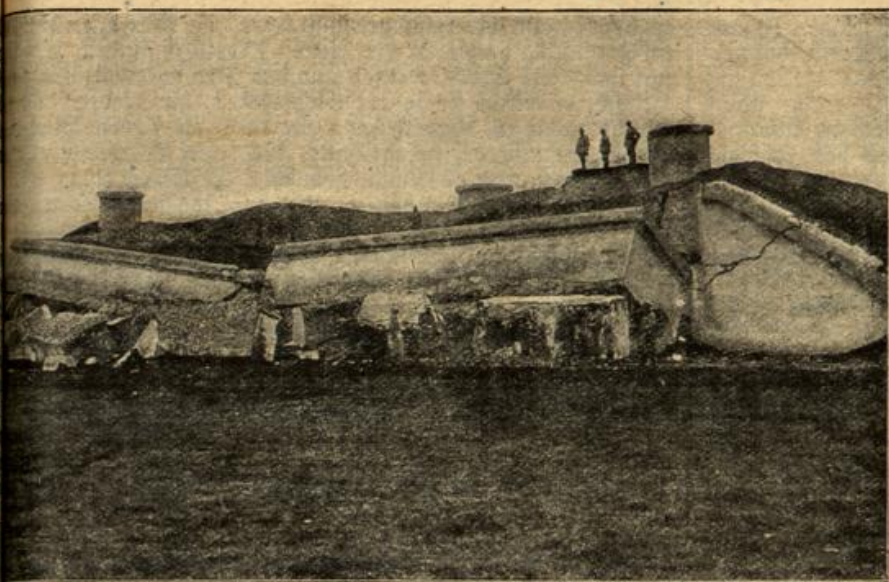
Es war sein Weib, das über den Sturzacker auf ihn zueilte. „Pjotr, der Polizeidiener war da — du sollst zum Gemeindevorsteher kommen.“

„Zum Gemeindevorsteher? Was will er denn? Jetzt ist doch keiner die Steuern zahlen, das weiß er doch —“ „Ich weiß nicht, was er will, — geh' nur gleich! Ich derweile weiter pflügen.“

Müthig machte Pjotr sich auf den Weg. Der Gemeindevorsteher —, was mochte er wollen? Sicher nichts Gutes war Pjotr, als ob ihm Unheil drohe. Seine ganze Hoffbarkeit, die die warme Sonne und der leuchtend-blaue Himmel gewedt hatten, war wie weggeblasen.

, ihr
e wa
die
hr ge
ten
ären

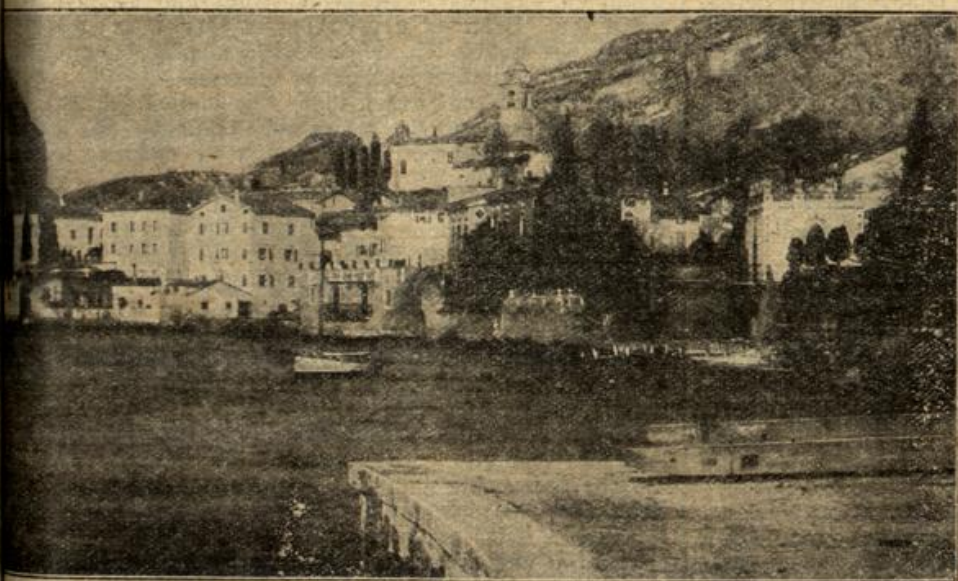
en
der
char
Zur
et m
ge an
, nu
losan
g m
mel
nte
reich



ach der Einnahme von Libau: Befestigungswerke, die von den Russen vor der Übergabe der Stadt zerstört wurden.



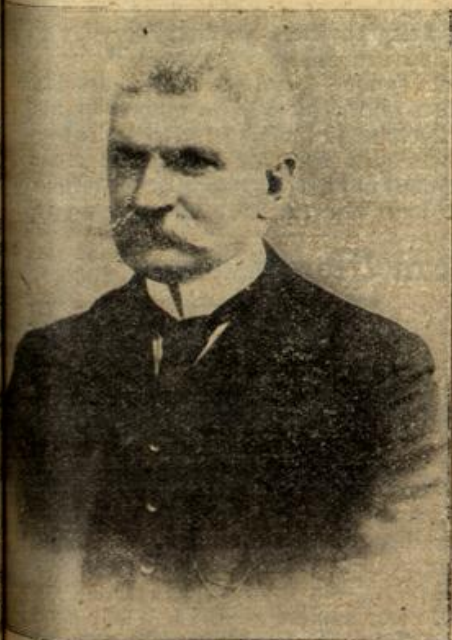
Antonio Salandra,
der italienische Ministerpräsident.



die südlichste österr. Stadt in Tirol: Torbole am Gardasee, ein beliebter deutscher Erholungsort.



Admiral Hans,
der Chef der österreich.-ungarischen Flotte.



M. Sonnino,
der italienische Minister des Auswärtigen.



Schweine Schlachten in einer deutschen Feldküche.
(Photogr. Leipziger Presse-Büro)

erden
o glän
umpo

Pflanz
Er m
cht m
das
Bed
Da h

n zu
Geme

Zeit
in

Geme
Gutes
hoffen
ne für

Als er zum Gemeindevorsteher kam, traf er dort den Iwan, den Fjodor, den Steipan —, fast alle männlichen Dorfbewohner. „Gut, daß du da bist, Fjotr,“ redete der Dorfgewaltige ihn an, — „und ihr andern alle. Ich habe hier etwas für euch. Übermorgen müßt ihr zur Kreisstadt, ihr seid einberufen zur Übung!“

„Zur Übung! Aber Väterchen —, was soll aus der Frühlingsaat werden? Unsere Ader müssen bestellt werden —, die Weiber können das nicht!“ riefen sie alle durcheinander.

„Kann's nicht ändern — Befehl ist Befehl! Die zurückbleiben müssen aushelfen, so gut es geht. Am Ende —, vier Wochen sind keine Ewigkeit!“

Ein harter Schlag, aber was war zu machen? Man mußte sich fügen —

Die vier Wochen waren um, die vier langen Wochen; in denen Fjotr, anstatt seinen Ader zu bestellen, die Flinte hatte tragen müssen. Aber er kam nicht nach Hause. Er nicht, noch die andern.

Sie waren auf die Eisenbahn verladen worden, und zwei Tage lang gefahren. Zum Divisionsexerzieren, wie es hieß.

Nach vierzehn Tagen ging's wiederum auf die Eisenbahn. Aber nicht, wie sie gehofft hatten, heimwärts.

„In Polen ist Aufstand“, hatte der Herr General gesagt. „Wir müssen hin, die Hunde zur Ruhe zwingen.“

In der Tat, die Hunde! Mußten sie gerade jetzt sich gegen Väterchen Bar auslehnen, jetzt, wo daheim auf dem Felde alle Arme gebraucht wurden, und Marfa mit der alten Mutter ganz allein war?! Eigentlich fanden sie gar keine Unruhen vor. „Ja, wenn wir nicht da wären —“, hieß es wieder.

So vergingen abermals Wochen unter ständigem Exerzieren, Wachdienst üben und Schießen. Dann sah man wieder auf der Eisenbahn. Nach langer Fahrt wurde einige Tage hindurch marchiert. Wo er war, wußte Fjotr nicht; aber es mußte wohl weit von Hause sein. Land und Leute sahen ganz anders aus und sprachen anders.

Eines Morgens beim Appell bekam jeder Soldat eine Blechmarke, die er um den Hals hängen mußte. Dann wurden in Leinwandfäcken eingenähte scharfe Patronen ausgegeben. Viel mehr Patronen, als man zum Gefechtschießen sonst erhielt. Und der Herr General ritt vor die Front und hielt eine Rede.

„Brüder,“ sprach er — sonst sagte er immer „Leute“ oder „Soldaten“, oder wenn er ärgerlich war und schimpfte, „Hundejöhne!“ „Brüder! Die Deutschen haben uns den Krieg erklärt! Wir müssen sie schlagen —, Väterchen Bar hat's befohlen! Wir werden sie schlagen! Wir alle werden unsere Pflicht tun und siegen oder sterben! Und nun, mit Gott vorwärts, Kinder!“

Und weiter marchierte man, immer vorwärts. Vorbei an verbrannten Dörfern, verwüsteten Ädern, auf denen Vieh sich herrenlos herumtrieb.

„Das haben die Deutschen getan!“ meinte einer in der Kolonne. „Dummkopf!“ entgegnete ein anderer, „die Deutschen waren ja noch gar nicht hier —, unsere Kosaken!“

Aber ohne Aufenthalt ging's vorwärts.

Die Landstraße war dicht gedrängt voller Truppen. Infanterie, Reiter, Artillerie, Munitions- und Proviantkolonnen. Schon begegneten ihnen lange Züge von Wagen, auf denen Verwundete lagen. Man hörte rollenden Geschützdonner — dumpf, wie ein fernes Gewitter. Vorwärts — immer vorwärts —

Jetzt lag Fjotr mit vielen hundert anderen in einem langen Schützengraben und hörte die Kugeln über sich hinfießen. Jeder hatte einen großen Haufen Patronenrahmen vor sich liegen, und alle schossen nach der Richtung hin, wo der Feind liegen sollte. Zu sehen war nichts von ihm. Aber von Zeit zu Zeit schien es, als ob das Knattern seiner Gewehre näher käme.

In weiße Rauchwolken eingehüllt, sausten Granaten durch die Luft. Sie trafen nicht, der Feind schoß zu weit.

„Achtung! Schnellfeuer!“ rief der Zugführer. Fjotr sah, wie, noch viele hundert Meter entfernt, grau gekleidete Soldaten auf seinen Schützengraben zuliefen. Das also waren die Deutschen. Er tat sein Bestes, und schoß unaufhörlich —, freilich, genau zielen konnte er nicht in der Eile. Gleich darauf waren die feindlichen Soldaten nicht mehr zu sehen. Aber an den dichter einschlagenden Geschossen merkte man, daß sie schon näher waren.

Der Patronenvorrat schmolz allmählich zusammen. Zeit, daß die Munitionskolonne kam. Wo blieb sie nur? Wiederum tat der Feind einen Sprung nach vorn —

Mit höllischem Krach platzte ein Schrapnell über dem Schützengraben. Unwillkürlich hatte Fjotr den Kopf in den Sand gesteckt. Als er wieder aufsah, lagen viele Kameraden im Blut.

Es fiel ihm auf, daß die Pfeife des Zugführers nicht mehr erklang. Er blickte um sich und wurde gewahr, daß der Hauptmann und der Leutnant seines Zuges gefallen waren.

Der Tod heulte, pfiß und fauchte rings um ihn her. Fjotr schloß die Augen. Er dachte an jenen lichten Frühlingsmorgen,

an dem er zum letztenmal gepflügt hatte. In Marfa, an die an Jomuschka dachte er, den treuen Arbeitsgefährten. Ob mit ihm wohl zurecht kommen und das Feld instandhalten konnte?

Ach, er würde sie ja nie wiedersehen, die Lieben! Er es, er wußte es, obgleich der Feldwebel, als sie die Blechmarke umhängen mußten, gesagt hatte, das seien Amulette, am der Gottesmutter in Kasan geweiht, da könne keine feindliche Kugel ihnen etwas anhaben. Und nun lag der Feldwebel da —, keine zehn Schritte von ihm!

Er würde den Deutschen lebend in die Hände fallen, und würden ihm die Augen ausstechen und die Haut abziehen, das hatte der Feldwebel gesagt, und das war sicher wahr, wenn auch der Lieferant nicht die richtigen Amulette gegeben hatte, und nun alle die Kameraden verbluten mußten! — nur daran lag es —

Mit einem Male wurde das feindliche Feuer stärker. Fjotr überschüttet wurden sie mit Blei, und die Geschütze spien naten aus über Granaten —, die ganze Hölle schien losgebrochen. Dann sah Fjotr die Deutschen, als ob sie plötzlich aus der gewachsen wären, kaum hundert Schritte weit heranlaufen. „Hurra“ scholl dröhnend durch den Schlachtlärm. Schnell er der letzten Patronenrahmen in die Gewehrflammer und noch hörte er das Signal „Seitengewehr aufpflanzen!“ — fühlte er einen heftigen Schlag wider die Stirn, und seine Schwanden —

Die Sterne standen am Himmel, als Fjotr aufwachte, es war dunkel. Er wollte sich aufrichten, lag aber wie ein Dummer. Schmerz fühlte er im Kopf und brennender quälte ihn. Lebte er noch? War er tot? War er wirklich und in der Hölle? Er hörte Stöhnen und Aechzen von Seiten, und martelnd durchdringende Schreie.

Nun waren zwei neben ihm. Sie bückten sich und sprachen etwas in einer Sprache, die er nicht verstand. Sie wollten aufstehen. Entsetzt versuchte er, sich zu wehren, wurde wieder ohnmächtig.

Dann — wie lange Zeit verflossen sein mochte, wußte er nicht —, ward er abermals wach und sah, daß er in einem breiten Feldbett lag. Es standen noch viele andere Betten in großen Zelten, und grau gekleidete Männer, die alle am roten Kreuz trugen, gingen von einem zum andern.

Er war also nicht tot und nicht in der Hölle. Aber wo war er? Ein hochgewachsener Mann mit blondem Vollbart, in weissen Leinentüchern, trat an sein Lager, griff nach seinem Puls und fragte, wie es ihm gehe.

Obgleich er russisch sprach, hörte Fjotr doch, daß es kein war. Er war also wirklich bei den Feinden — hilflos!

Alle Dinge, die man ihm von den Deutschen erzählt hatten, fielen ihm ein. Flehentlich bat er um Schonung — man ließ ihn in den Krieg gezwungen —

„Versch, aber nicht ohne Gutmütigkeit fuhr der Deutsche ihm an.“

„Gut, du siehst doch, wir wollen dich heilen! Hast du etwas?“

„Was wird mit mir geschehen, Herr?“

„Erst nehmen wir dir die Kugel heraus und heilen dich! Dann wirst du ins Gefangenenerlager geschickt und bleibst dort, bis der ganze Krieg vorüber ist!“

„Und wenn der Krieg zu Ende ist, Herr?“

„Dann gehst du mit den andern nach Hause!“

„Nach Hause! Nach Hause! Heim, zu Marfa, zur Mutter dem Pferdchen! Gott würde die drei ja auch nicht umkommen lassen, nachdem er ihn hier so gnädig errettet hatte.“

Ein seliges Lächeln glitt über die groben Züge des Arztes, als er das Haupt auf das blau-weiß gewürfelte Kissen rückgleiten ließ, und sanft wie ein Kind einschlummerte.

Frau Morgenstunde.

Alles Fleiß, der männlich schätzenswerteste, ist nicht; und er gewährt den ganzen Tag Ruhung, in müder Stunden Bollgenuss.

Für Erklärung muß ich vorausschicken, daß ich ein eingelassener Langschläfer bin. Aus Gewohnheit oder aus Bedenken darüber will ich nicht entscheiden. Meine Langschlaferei ist schon aus der Zeit, wo mir der Arzt wegen hochgradiger Armut Langgeschlafen verordnete und mich morgens von der Schulstunde dispensieren ließ. Diese Gewohnheit glitt aber nicht aus der Schulzeit in mein späteres Leben hinüber. lieber Mann, der mich verwöhnt, wo er nur kann, brachte es übers Herz, mich morgens aus holden Träumen wachzumachen. Lautlos machte er Toilette, um mich nicht zu stören, trank den aufgewärmten Kaffee, hauchte zärtlich und leise einen Morgenkuss auf meine Stirn, für den ich in halbem Traum mit glücklichem Lächeln dankte, und zog geräuschlos die Tür auf. Schloß. Wie wonnig war es, wenn ich dann aus halbge-

der Morgensonne zublinzelte, mich tiefer in die weichen
 fuschelte und schnell wieder in tiefen Schlaf versank.
 Obgleich ich nicht behaupten, daß ich diesen Zustand,
 morgens im erwählten Augenblick, ideal fand. Wenn ich
 die späten Abendstunden zu Hilfe nahm, um alle meine
 sten zu erledigen, so blieb doch manches, was mir auf der
 Seele brannte, unge-
 tan; den ganzen Tag
 über mühte ich mich,
 um die paar Stunden,
 die mir am Morgen
 verloren gegangen wa-
 ren, wieder einzuholen.
 Dadurch kam ich aus
 einem Zustand der ewi-
 gen Unruhe nicht her-
 aus. Dann und wann
 machte ich wohl den
 schwachen Versuch, mei-
 ner Trägheit Herr zu
 werden, aber es ruhte
 sich doch zu wohl in
 Morpheus' Armen.

Bergerbild.



Wo kommt mein Sohn, sollte er nicht schon in
 der Nähe sein?

Als ich das erstemal meine neue Wohnung besichtigte,
 ich noch auf Brettern herumklettern und konnte mir schwer
 denken, daß aus diesem wüsten Chaos ein menschliches Heim
 werden könne. Aber wie angenehm war meine Überraschung,
 als kurz vor meinem Umzuge sie wieder besichtigte. Sie sah
 jetzt wie ein kleines Schmuckkästchen aus. Als gute deutsche
 Frau schenkte ich natürlich der Küche ganz besondere Auf-
 merksamkeit. Aber kaum hatte ich sie betreten, als ich mich ver-
 wunderte, wie mein Mann umjah. Hatte hier ein nedischer Kobold
 Spiel getrieben? Aber den weißen Racheplan des Herdes
 in großen Buchstaben:

„Morgenskunde hat Gold im Munde!“

Weiter sah ich: Rundum oben an den Wänden lief ein hübsch
 alter Fries entlang, den die Worte schmückten: Morgenskunde
 hat Gold im Munde. Ich habe meinen Mann noch heute stark
 verdacht, daß er sich einen harmlosen Scherz erlaubt hat,
 er Maler und Töpfer zu dieser eindringlichen Äußerung
 Lebensweisheit inspirierte. Denn in all den anderen Woh-
 nungen, die ich, neugierig geworden, besichtigte, war zu lesen:

„Herb ist Goldes wert.“
 „Nun stand es einmal da. Tag für Tag, wenn ich morgens
 um die Uhr die Küche betrat, mußte mein Auge unweigerlich,
 es auch Wichte, auf die goldig gepriesene Morgenskunde
 Das war fatal. Ja, es war mehr als das, es wirkte be-
 zugs, beunruhigend, aufreizend. Ich wandte, wenn ich
 morgens, oder richtiger vormittags, in die Küche kam, ostentativ
 den Blick zum Fenster, aber wenn ich mir den Morgenkaffee
 holte, war es doch wieder da, ausdringlich, berebt: Morgen-
 kunde hat Gold im Munde.

Wie mit Widerhaken setzte sich jedes einzelne Wort in meinem
 Kopf fest, saugte sich ein, umspann meine Gedanken, verfolgte
 mich tagaus, tagein. Ich sah förmlich die Morgenskunde als
 ein junges Ding vor mir, wie sie den Mund öffnete und
 einen blühenden Zahnreihen ein Strom glühenden Goldes
 heraus ließ. Ganz in Sonnenschein und Licht getaucht war
 das junge Weib. Ihr Kleid leuchtete wie Morgenröte, und in
 ihren Augen blitzte der Schelm, der mir spöttisch zuzwinkerte:
 „Schläfer du!“

Unter breitete sie all ihre Herrlichkeiten vor mir aus und
 erzählte von ihrem weiten, wunderschönen Reich.
 Erwachen der Vögel, von Lerchenschlag, von lauschlichen
 Stimmen, von purpurner Morgenröte, staumgarten Wäldchen,
 glühenden Seen, die die Sonne wachküst, von ahnungs-
 losen Hoffen und frühfröhlichem Schaffen.
 Wie suchte ich die freundliche Mahnerin aus meinen Ge-
 danken zu verschleichen. Sie ging auch. Aber pünktlich beim nächsten
 Erwachen stand sie wieder an meinem Bett und lockte und schmei-
 chelte und warnte, daß ich gar keine Ruhe vor ihr hatte.

Nach vierzehn Tagen hatte sie mich wirklich so weit, daß ich
 mir sagte: „Na, versuchen kannst du's ja mal. Gefällt dir's nicht
 oder fühlst du dich nicht wohl dabei, kannst du es ja jeden Tag
 wieder aufgeben.“

Und ich versuchte es, das Frühaufstehen. Ich muß ehrlich ge-
 stehen, es wurde mir höllisch sauer. Ich hatte nicht geahnt, daß
 es so schwer sei, sich pünktlich zu einer bestimmten Zeit aus den
 weichen Federn zu erheben.

Mein Mann war sprachlos. Ich sah ihm zum ersten Male
 beim Morgenkaffee schmunzeln gezogen auf dem freundlich ge-
 deckten Balkon gegenüber, den der Morgensonnenstrahl streifte,
 und schenkte ihm den frisch gekochten Kaffee ein. Sein liebes
 Gesicht war ganz verklärt von lachendem Sonnenschein. Da
 schämte ich mich in tiefster Seele, daß ich so viel Freude all die
 Jahre hindurch mir und meinem Manne entzogen hatte. So
 viel Freude! Heute würde er gewiß zu seiner Berufsarbeit ein
 freundlicheres Bild mitnehmen, da ihm am Morgen die Liebe
 lächelnd das Geleit gegeben hatte.

Aber noch mehr angenehme Überraschungen harrten meiner.
 Programmgemäß sollte die erste Stunde für einen Morgen-
 spaziergang freibleiben. So hatte es mir „Frau Morgenskunde“
 anbefohlen, damit ich auch wirklich all ihrer Herrlichkeiten teil-
 haftig würde. Ihr Rat war gut. Was für Stärkung und Er-
 quickung trank ich in mich hinein, als ich zum ersten Male in früher
 Morgenskunde durch die frisch betauten Wiesen und den un-
 berührten Wald schritt. Wie fröhlich flog dann die Arbeit, als
 ich nach Hause kam. Und wieviel Zeit blieb mir, wieviel Zeit!
 Wie ruhig und behaglich konnte ich nun allen meinen Pflichten
 nachkommen, ja sogar noch etliches darüber hinaus tun. Ein
 paar Briefe, die ich mir schon für die Nachstunden zurückgelegt
 hatte, konnten an einem Tage erledigt werden, es blieb mir Zeit
 zu Besuchen, zum Ausbessern der Wäsche und Garderobe und
 — o Wunder der Wunder! — sogar zum Lesen! Was mir bisher
 immer als Diebstahl an meiner Zeit erschienen war, nun durfte
 ich die heißbegehrte Frucht, die ich mir nie gegönnt hatte, in
 köstlicher Ruhe genießen.

Und mein lieber Mann war glücklich, so glücklich!

Ich habe ihn nicht gefragt, ob er den glückbringenden Spruch
 in der Küche hat anbringen lassen, aber tat er's, so bin ich ihm
 von ganzem Herzen dankbar dafür. Denn wenn ich jetzt beim
 ersten Morgensonnenschein in die Küche trete, dann lacht er
 mich so recht fröhlich und heiter an, und „Frau Morgenskunde“
 grüßt mich wie eine alte, liebe Bekannte. Und von Tag zu Tag
 wird sie mir lieber und teurer.

Gertrud Pechthal.

Selbständigkeit.

Von Johanna Junk.

(Nachdruck verboten.)

Von meinem Fenster aus sehe ich auf ein kleines Friseur-
 geschäft. An den Sonntagen sticht hinter weißen Gardinen
 eine saubere, junge Frau, frisch und lachend, ein Bild kleinbürger-
 licher Gemütlichkeit. Jetzt sind die Rollläden herabgelassen. „Zu
 vermieten“, kündigt der rote Zettel.

„Das letzte Aufgebot des Landsturms hat meinen Mann ver-
 langt. Die Gehilfen holte der Sanitätsdienst. Ich verstehe nichts
 vom Geschäft. Ich gehe zu meinen Eltern zurück!“

„Und nachher?“ fragte die mit ihr Gehende.

„Nachher? Ja, ich weiß nicht!“

In dem Zigarrenverkauf an der Ecke bedient die Inhaberin.
 Der Mann kämpft seit den Augusttagen im Felde. Sie sucht bereit-
 willig für jeden Geschmack Zigarren und Zigaretten für Liebesgaben
 aus, gibt Ratsschlage und zeigt für alle Kunden Aufmerksamkeit.

„Sie waren wohl früher auch in einem Geschäft?“ fragte ich.

„Ach nein, nur wie es hieß, daß es Krieg gäbe, bat ich meinen
 Mann, mich in seinen Betrieb einzuweihen. Unser Geschäft ist
 nicht groß, aber es nährt uns doch. Und das gibt man nicht gern
 auf. Das Hauswesen und die Kinder versteht meine alte Mutter.
 Ich habe versucht, alles zu lernen, was notwendig war. Es geht
 schon mit etwas gutem Willen! Und jetzt ich meinen Mann wie-
 der, dann freut er sich doppelt, daß sein Erwerb ihm geblieben.“

Zwei Frauen. Die eine schwach, tatlos, die andere mutig,
 voll Tatkraft. Und dabei war der eine doch eine große Spanne
 Zeit gelieben, sich einzuarbeiten. Sie war gesund und jung.

Unserer Frauenbewegung vornehmstes Bestreben ging darauf
 hin, denkende, selbständige Frauen heranzubilden. Bei vielen
 ist es erreicht. Der Krieg hat die Probe auf das Exempel gemacht.
 Die Ehe ist höher zu bewerten denn als Versorgungsanstalt. Die
 Kameradschaft fordert, daß die eine einspringt, wenn der andere
 den Platz verlassen muß.

In Geschäftsbetrieben ist es im allgemeinen nicht zu schwer.
 Die Not der Zeit trifft die Bäuerin, die Gärtnersfrau, die Gut-
 herrin stärker. Männer fehlen für die Landwirtschaft. Die Frauen

müssen sich mit manchem vertraut machen, was ihnen früher erpart blieb. Der Bäuerin wird es am leichtesten sein, Ersatzkräfte heranzubilden. Sie stand meist Schulter an Schulter mit dem Manne. Da lebt in der Mark, am Finow-Kanal, eine junge Bauersfrau. Der Mann, der Vater streiten für Deutschland. Morgens um vier Uhr steht sie auf, fährt mit der Egge und anderen Geräten auf ihrem Wagen einige Stunden durch den Wald zum Acker. Ihr Essen besteht aus Brot und Speck. Abends, wenn sie heimkommt, ist ihr Stüd Land und das der Eltern bestellt. Sie besorgt noch das Vieh und geht dann zur Ruhe. Das ist eine Kraftnatur; solche gibt es nicht viele. Sie freut sich ihrer starken Arme und schreibt glückliche Briefe ins Feld. Und der Mann draußen liebt glänzenden Auges von der heimlichen Scholle.

Die Gutsherrin hat es schlimmer. Wenn sie sich nicht aufrüttelt, geht die Wirtschaft den Krebsgang. Es sind ja, Gott sei Dank, nicht alle Frauen verwöhnt, denn jeder Tag hatte Pflichten. Die Mamsell steht der Milchammer und der Geflügelzucht vor. Aber der ganze übrige Betrieb wartet auf seine Herrin. Jede, die die Sorgen stets dem Mann allein überließ, muß es heute bitter büßen. Sie hat Nachbarn, Freunde. In der Not gehen Tausend auf ein Lot. Gerade im Kriege wachsen die, die Nutzen aus den Sorgen anderer ziehen, wie die Pilze nach dem Regen empor. Das muß sie erwägen und vorsichtig sein. Wenn die Gutsfrau nicht früher schon daran dachte, Kenntnisse zu sammeln, jetzt ist die Zeit vorüber. Und doch muß sie um die Geheimnisse der Aderwirtschaft, des Säens, Düngens, der sachgemäßen Viehhaltung usw. wissen. Daher ist der Gedanke angeregt worden, daß von den landwirtschaftlichen Vereinen der Provinz abendliche Unterrichtskurse eingeführt werden sollen; natürlich gerade für die Gegenwart passend, alles in Betracht ziehend und ausnützend. Daß zu Kriegzeiten andere Richtlinien gezogen werden als im Frieden, begreift der Laie. Die völlige Rußbarmachung mancher Erzeugnisse ist jetzt einträglicher und entspricht mehr den allgemeinen Zwecken. Darüber muß die Gutsherrin belehrt werden. Mit der Theorie ist nicht geholfen. Jeder Besuch verlangt seine eigenen praktischen Ratsschlüsse. Hier können vielleicht Wanderlehrer oder Lehrerinnen an den Winterschulen helfend eingreifen. Wie das am besten zu machen wäre, sagt jeder Lokalverein. Das muß aus der Praxis für die Praxis kommen. Sind erst einige Anregungen gegeben, so finden kluge Köpfe leicht den richtigen Weg, der zum Ziele führt.

Für die Frauen bedeutet der Krieg eine Kraftprobe. Von ihnen wird Großes gefordert. Man fordert ihre Angehörigen, man fordert ihre ganze Arbeitsfähigkeit. Aber der Krieg macht auch stark. Er führt alle Kräfte zum Licht und räumt mit dem Rußlosen auf. Spätere Geschlechter müssen einmal stolz auf die Frauen von 1914 sein!

zur Seite und ließ sich den daraufliegenden Rest schmecken, im daß er die Teller bloß deshalb erhalte, um sich satt zu essen. Das durch vier Gänge so, beim fünften aber lehnte der Page die Arm des Tellers ab und rief: „Ach, Majestät, ich bin jetzt nicht mehr im nur noch einen einzigen Bissen zu essen!“

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Juli. Die Hausfrau hat in den heißen Tagen gabe, für erfrischende Speisen zu sorgen. Das Gemüse darf jetzt Tisch niemals fehlen. Der Kopfsalat erfreut sich immer noch der



Italienische Truppen: Offiziere und Mannschaften der Bersaglieri. Felduniform. Paradeuniform.

Wertung. Denn je und je fester der Lattichten desto besser, saftiger und ist er auch. Die Zubere hängt natürlich von dem viduellen Geschmack ab, ist daher Sache jeder Haus sich darnach zu richten oder den Geschmack der Hausgen durch ihre Kunst zu berein. Neben dem Salat finden andere Gemüsearten, wie Verwendung, namentlich Kohlsorten, Schoten und arten, junge Schnittbohnen natürlich auch Gelegen die Mahlzeiten abwechslungs zu gestalten. Nicht un dürfen die verschiedenen Sorten bleiben. Die Heidel oder Blaubeere ist gewis Hausfrau willkommen, da Suppen und verschiedenen baden verwendet werden. Wegen ihres hohen gesu lichen Wertes, der haupt in ihrem beträchtlichen halt zu suchen ist, sollte allen Häusern reichlich ge werden. Die Wald- und beeren sind als Nahrungs- Genusmittel ebenfalls schäßen. Da sie sehr arom

sind, werden sie hauptsächlich als Dessertfrüchte benutzt. Dazu kommen die Stachel- und Johannisbeeren, die jetzt der Garten in großer Zahl. Beide können sowohl als Kompott dienen wie roh gegessen werden. Himbeeren werden hauptsächlich als Dessertfrüchte benutzt. Sämtliche renfrüchte können auch zur Konserve-, Saft- und Geleebereitung verwendet werden. Stachel- und Johannisbeeren dienen auch vielfach zur Weinung. So findet die Hausfrau in diesem Monat also viel zu tun, was sich für den Winter einen Vorrat an Konserven usw. beschaffen will, das sollte sie nicht veräumen, da sie dadurch in den Stand gesetzt wird der kalten Jahreszeit den häuslichen Tisch reizvoller zu gestalten.

Stamentohl wird besonders schön und zart, wenn er in feuchter aufwachsen kann. Deshalb sollte möglichst täglich gewässert werden.

Logogriff.

Als Räuber ist's mit F bekannt, Mit L ist's nahe ihm verwandt. Julius Fald.

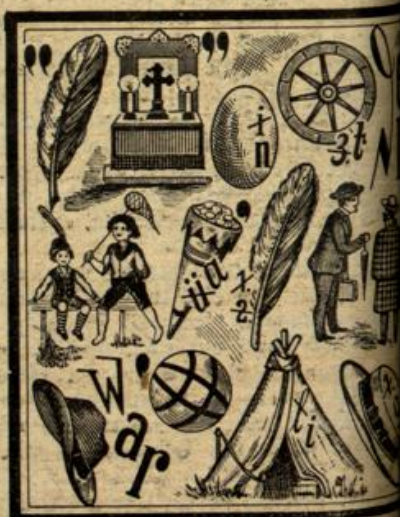
Quadraträtsel.

A	A	C	D
F	L	L	M
M	O	O	O
O	O	O	R

Die Buchstaben des vorstehenden Quadrates sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1) Stadt und See gleichen Namens in Italien. 2) Ein kosmetisches Mittel. 3) Ein altindisches Spiel. 4) Einen norwegischen Vornamen.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Worträtsels: Berg, Wert, Bergwert. — Des Bissenartenrätsels: Schornstein.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Dreiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Scherzfrage. „Welcher Unterschied ist zwischen einem Proben und einem Luftballon?“ Antwort: „Der Proh kommt zuerst in die Höhe und wird dann aufgeblasen — beim Luftballon ist es umgekehrt.“

König Alfons XII. von Spanien besuchte einst inognito ein kleines Theater Madrids. Als er von seinem Begleiter gerade in dem Momente, als ein Kellner ihnen in der Loge Limonade reichte, gefragt wurde, wie ihm das Stüd gefalle, blieb der König die Antwort schuldig und erst, nachdem sich der Kellner entfernt hatte, erwiderte er: „Ich scheute mich aus Hartgefühl, zu sagen, daß das Stüd miserabel, weil ich befürchtete, der Kellner könne selbst der Verfasser sein.“

Ein naiver Page. Die Königin Elisabeth Christine von Preußen, die Gemahlin Friedrichs des Großen, nahm in den letzten Jahren ihres Lebens den Sohn einer Offizierswitwe als Pagen zu sich. Der auf dem Lande erzogene Knabe war in aller Hinsicht unerfahren. Als Page eingeleidet bekam er die Weisung, während der Tafel hinter dem Stuhle der Königin zu stehen und die Teller zu wechseln. Die Königin, wenn sie solche zu wechseln wünschte, hielt ihm den Teller hin. Der Page aber ging damit